Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 20. **Dienstag** den 12. Januar 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 12. Januar.

Der **Reichstag**, der heute seine Arbeiten wieder aufnimmt, wird sich voraussichtlich sofort mit aufregenden Tagesfragen beschäftigen. Auf der heutigen Tagesordnung steht die zweite Berathung des **Etats des Reichsamts des Innern**, es ist somit Anlaß gegeben, auf die Vorgänge an der Börse und den Hafenarbeiterausstand in Hamburg zu kommen. Ueberdauert werden die zweite und die dritte Berathung des Etats, obgleich sie bis zum 1. April beendet sein müssen, zu breiten und scharfen Erörterungen führen. Beim Militairetat werden die Bewaffnung der Artillerie, die Verstärkung der französischen Armee, die Militairstrafproceßreform, falls bis dahin die Vorlage noch nicht vorliegt, die Ehrengerichte und socialdemokratische Militairmißhandlungsklagen erörtert werden; der Marineetat wird wieder kleinliche und radicale Beschwerden über Weltmacht- und Flottenpolitik bringen, der Colonialetat wird ebenfalls, zumal da in den leitenden Stellen in der Colonialverwaltung und der größten Colonie Personalveränderungen vorliegen, zu eingehenden Debatten Veranlassung bieten. Jedenfalls wird bei der Berathung dieses Etats auch die Klage nicht außer Acht gelassen werden dürfen, die in der „Tägl. Rndsch." ein begeisterter Anhänger der deutschen Colonialbewegung darüber erhebt, daß unsere Colonialpolitik ebenso wie leider unsere ganze innere Politik unter dem Zeichen des Centrums stehe. Der Verfasser begründet diese Klage folgendermaßen:

„Deutsch-Ostafrika, unsere größte Colonie, erfordert auch in diesem Jahreshaushalt einen Reichszuschuß von 4½ Millionen Mark. Die Frage, wie diese Belastung der Reichscasse zu vermindern sei, ist bekanntlich noch ungelöst. Sicher ist nur, daß weitere Fortschritte des Plantagenbaus, wie sie schon im vergangenen Jahre augenfällig geworden sind, auch in diesem und in den folgenden Jahren höhere Zolleinnahmen im Schutzgebiet herbeiführen und insofern einen langsamen, aber sicheren wirthschaftlichen Ausschwung des Schutzgebietes darstellen werden. Auch die Besiedelung des Kilima-Ndscharo und der Verkehr dorthin machen wohl weitere Fortschritte und endlich mag man in den neuerlich mineralogischen Funden, Kohlen und Gold, günstige Vorzeichen erblicken. Im Dunkeln aber bleibt vorläufig die Aufgabe, ein weiteres Zurückgehen des Elfenbeinhandels zu verhindern. In rascher Steigerung hat sich die Elfenbeinausfuhr aus dem Binnenland auf dem in englischen Händen befindlichen Wasserwege Nyassa-Schire-Zambese vollzogen, der Landverkehr durch das deutsche Gebiet nimmt stetig ab. Auch von einer „Centralbahn" von Bagamoyo zum Tanganyika ist eine Aenderung kaum zu erwarten, denn die Ersparniß an Transportkosten fördert dem Wasserwege unabänderlich die Ueberlegenheit. Hieraus ergiebt sich aber die Nothwendigkeit, deutscherseits entweder auf der bereits offenen Wasserstraße mit den Engländern zu concurriren, oder sich eine eigene im deutschen Gebiet zu schaffen — oder beides zu thun. Nun bietet sich uns der in deutschem Gebiet entspringende und mündende Ulanga-Rusidschi. Sein Oberlauf ist noch nicht erforscht, wenn aber die Verhältnisse einigermaßen günstig liegen, so ergiebt sich die Möglichkeit, die Entfernung zwischen dem südlichen Theil des Tanganyika zur deutschen Küste zu zwei Dritteln zu Wasser zu bewältigen. Hier liegt also das zur Zeit bedeutsamste Ziel unserer ostafrikanischen Handelspolitik. Man sollte meinen, die Reichsregierung und die privaten Colonialkreise hätten alle Hebel angesetzt, um die Erforschung und möglichenfalls Eröffnung des Rusidschi-Ulanga zu bewirken. Aber die Colonialleitung wagt keine Specialforderung, offenbar aus Besorgniß vor der Ablehnung durch das Centrum, und in der Deutschen Colonialgesellschaft überwiegt bei Weitem das Interesse für den „Tanganyikadampfer". Dieser aber kommt — es ist nöthig, das einmal auszusprechen — fast ausschließlich katholischen Interessen zu Gute. Man spricht zwar auch von einem Schutz deutscher „Handelsinteressen" auf dem Tanganyika. Wenn aber solche diese bestehen, wenn keine deutschen Agenten, keine deutschen Gesellschaften sich finden, die dort Handel treiben? Soll der Tanganyikadampfer ebenso wie der Dampfer „Hermann von Wissmann" auf dem Nyassa — englische Waaren befördern? Man sagt ferner, es sei ein Regierungsdampfer erforderlich, um der neu inslallirten Abtheilung der Schutztruppe am Tanganyika die nöthige Bewegungsfähigkeit zu geben. Ja, wenn nur die neue Station in Ujidschi selbst eine handelspolitische Bedeutung hätte! Aber auch die Station kann keinen Handel schützen, der thatsächlich nicht mehr besteht. Also auch hier wird fast allein als Zweck und Absicht der Schutz der allerdings „im Grasen" arbeitenden katholischen Mission am Tanganyika. Wir sind natürlich weit entfernt, diese Arbeit zu mißbilligen, aber für die Deutsche Colonialgesellschaft läge es näher, zunächst die Vorurtheilen für die wirthschaftliche Concurrenzfähigkeit der Colonie mit den Engländern zu besorgen, und dieses Ziel weist auf den Rusidschi und nicht auf den Tanganyika. Es besteht zwar auch ein Comité für den zu erbauenden Dampfer auf dem oberen Rusidschi; aber wir vermuthen, daß es nicht eher Bedeutung erlangt und energisch agitirt, bevor nicht der Tanganyika-Dampfer finanziell gesichert ist, für den auch der Kirchenverein deutscher Katholiken 10 000 ℳ gezeichnet hat. ... Wir werden sehen, ob den Lobern, welche die Reichscasse und die Colonialgesellschaft, Wissmann an der Spitze, den Centrumsinteressen bringt, auch die Haltung dieser Partei in den künftigen Colonialverhandlungen im Reichstage entspricht. Das Bild aber, das der diesjährige Colonialhaushalt bietet, würden wir gerade von dem oben eingenommenen Gesichtspuncte aus unvollkommen wiedergeben, wenn wir nicht einen Posten im südwestafrikanischen Etat erwähnten, der zwar nicht so hoch, wie die Kosten der Ujidschi-Station, der theuersten im ostafrikanischen Haushalt, der indessen noch etwas charakteristischer ist. Für die Seelsorge in der weißen Bevölkerung sind zwei gleiche Gehälter (je 6000 ℳ) ausgeworfen, eins für die evangelische Mission, der etwa 2000 Weiße unterstellt sind, eins für die katholischen „Obiaten", d. h. einen Prior, der täglich mit mehreren Ordensbrüdern und Schwestern angekommen ist. Seine „Gemeinde" besteht aus nicht annähernd 100 Köpfen und fast nur aus Soldaten der Schutztruppe! Statt nun die etwa 50 katholischen Soldaten gegen evangelische umzuwechseln, bietet man den Obiaten die dauernde Gelegenheit, der seit 50 Jahren thätigen rheinischen Mission ins Gehege zu fallen. Womit sonst sollen sich der wackere Prior und seine Untergebenen anders beschäftigen, als „Gegenmission" zu treiben? Und das in einem Gebiet, wo es ganz besonders darauf ankommt, die Einigkeit in der weißen Bevölkerung auf das Peinlichste zu wahren!"

Da die Demokratie nichts für Colonialzwecke bewilligen mag, so ist ohne die Centrumsfraction des Reichstags und ihr Gefolge leider an eine Bewilligung des Colonialetats ebensowenig zu denken, wie an eine ausgiebige und nachhaltige private Unterstützung colonialer Bestrebungen. Die Reichsregierung befindet sich also gleich der Colonialgesellschaft in der Zwangslage, Rücksicht auf die besonderen Interessen zu nehmen, die das Centrum und seine Anhänger in unseren Colonien verfolgen. Aber jedenfalls werden diese Rücksichten ihre Grenze da finden müssen, wo jene Sonderinteressen in Collision mit den wirthschaftlichen Interessen der Colonien und ihrem confessionellen Frieden gerathen. Ob diese Grenzen nach der Richtung der katholischen Sonderinteressen bereits überschritten sind oder doch überschritten zu werden drohen, wird sich im Reichstage schwer entscheiden lassen. Immerhin wird es seine Pflicht sein, diese Frage aufzuwerfen und genaue Auskunft über die Berechtigung der erhobenen Klage zu fordern. Hoffentlich bessert sich der Zustand des Herrn v. Wissmann so rasch, daß dieser gründlichste Kenner der betreffenden Verhältnisse sein Urtheil abgeben und dadurch Besorgnisse zerstreuen kann, die lähmend auf unsere ohnehin nicht allzu lebhafte Colonialbewegung einwirken müßten.

Seit etwa einem halben Jahre wird der **deutsche Welthandel** von dem Lobe fremder Nationen geradezu überschüttet. Zuerst waren es englische Stimmen, die nicht ohne Neid das Lob des deutschen Handels sangen, jetzt sind es französische. Soeben macht eine Auslassung des französischen Nationalökonomen Leroy-Beaulieu über den deutschen Handel die Runde durch die Presse. Von dem, was der Verfasser sagt, ist Vieles richtig; übertriebenes Lob aber muß man abwehren, um nicht in den Fehler zu verfallen, zu glauben, daß das schon geleistet sei, was noch erst zum Vortheile des Handels geleistet werden soll. So lobt es z. B. Leroy, daß der deutsche Handel es verstände, sich dem Geschmacke und den Vorurtheilen der ausländischen Käufer immer anzupassen. Beides ist das noch nicht durchgängig der Fall; die deutsche Zuckerindustrie hat z. B. bei dem Wettbewerbe bei den orientalischen Völkern lange darunter gelitten, daß sie den Zucker nicht in die bei diesen Völkern beliebte Form brachte. Auch die deutsche Confection orientirt sich nicht immer genügend über den Geschmack der exotischen Völker, wenn auch durch die Anstellung tüchtiger Agenten, besonders in Südamerika und Südafrika, schon Vieles gebessert ist. Leroy hebt ferner hervor, daß die Deutschen durch die vielen Millionen Deutscher in fremden Welttheilen ein gewisses natürliches Absatzgebiet hätten. Auch das ist leider nicht ganz zutreffend, schon darum, weil das Deutschthum im Auslande nicht genügend organisirt und zu sehr zersplittert ist. Gerade in dieser Hinsicht wird hoffentlich das Auswanderungsgesetz eine Unterlage für einen engeren Zusammenhang zwischen Deutschland und den Deutschen im Auslande schaffen.

Ueber die Veranlassung des **Telegramms Kaiser Wilhelm's an Präsident Krüger** erhält die „Deutsche Colonialzeitung" aus London eine ganz neue Version. In der betreffenden vom 17. December datirten Correspondenz heißt es: Wie erstaunt vor Wochen die hiesigen Freunde der Transvaalregierung waren, als sie die Rede Lord Lonsdale's lasen, braucht kaum gesagt zu werden. Er hat seinen Irrthum, der die Feinde Deutschlands und die Gegner der Südafrikanischen Republik mit leicht begreiflichem Jubel erfüllte, allerdings nachher einigermaßen gut gemacht, indem er telegraphisch erklärte: er sei nicht ermächtigt gewesen, zu sagen, Präsident Krüger habe ein Gesuch um Hilfe nach Berlin gerichtet, sondern nur, daß Kaiser Wilhelm durch seinen Glückwunsch an den Präsidenten keineswegs England habe beleidigen wollen. Indessen hätte Lord Lonsdale, um der Wahrheit die volle Ehre zu geben, wohl ein Bischen weiter gehen können. Nicht blos besaß er keine Ermächtigung, im Namen des deutschen Kaisers von einem Gesuche um Hilfe zu sprechen, sondern es ist ein solches Gesuch — wie auch Präsident Krüger neulich erklärte — überhaupt nicht gestellt worden, weder in der einen, noch in der anderen Form. Der damalige englische Agent in Pretoria, von dem die betreffende Behauptung herrührte, war ganz falsch berichtet worden. Aus eigener Kenntniß können wir mittheilen, daß die Deutschen in Pretoria, die bei der Kunde von Dr. Jameson's Freibeuterzug sofort eine Freischaar zur Unterstützung der gefährdeten Republik bildeten, ein Telegramm nach Berlin sandten, worin sie um einen Ausdruck der Sympathie des deutschen Kaisers baten. Nach Niederschlagung der Raubzügler sandte dann Kaiser Wilhelm seinen Glückwunsch an Krüger, worin klar die gerechtfertigte Freude ausgesprochen war, daß das Volk des Transvaal-Freistaates die Unabhängigkeit des Landes mit Erfolg vertheidigt habe, ohne die Hilfe befreundeter Mächte anzurufen. Aus diesen letzteren Worten — sagen nun die in London eingetroffenen Transvaal-Blätter, die den Text des Glückwunschtelegrafen wieder abdrucken — erhellt ja klar genug, wie falsch die Behauptung Lonsdale's war. „Volksstem" rügt dem Lord: „er möge, nachdem er bei seinem ersten mißglückten Versuche, ein schiedsrichterliches Urtheil über die Beziehungen zwischen Deutschland und Transvaal abzugeben, eine vollkommen thörichte Figur gespielt habe (von vrij gok figuur geslagen heeft), sein Talent fortan ausschließlich auf Angelegenheiten von Yachtwettfahrten verwenden und keine solche Unbedachtsamkeiten gegenüber Fürsten begehen, die ihm die Ehre anthaten, seine Gastfreundschaft anzunehmen." Die „Weekly Preß" in Pretoria ließ dem Lord ebenfalls den Text. Die französische Beilage zur „Volksstem" bemerkt: „Wir möchten wohl wissen, wo sich Lord Lonsdale seine Angabe zusammengesucht hat. Er kann sie nur erträumt haben! Uebrigens muß man gestehen, daß die Herren von der „vorherrschenden Obermacht" (Paramount Power) eine sehr elende Figur gespielt hätten, wenn die Deutschen den Boeren wirklich zu Hilfe gekommen wären. Eine der Folgen wäre ja jedenfalls gewesen, daß die Raubgesellen Jameson's nicht mit derselben Milde würden behandelt worden."

Aus Stockholm, 9. Januar, wird uns über den Stand der **schwedisch-norwegischen Unionsfrage** geschrieben: Nachdem König Oscar im November 1895 eine schwedisch-norwegische Commission verordnet hatte, um Vorschläge wegen der erwünschten Revision der Unionsverfassung auszuarbeiten, glaubte man, daß die ewigen skandinavischen Streitigkeiten eine Zeit lang ruhen würden. Es war ja augenscheinlich, daß nichts Positives zu thun war, bevor die Commission ihre Arbeiten beendigt hatte. Die Mehrzahl der beiden Völker war schon längst des alten Streits überdrüssig und sah deshalb der erwarteten Frist mit Freude entgegen. [illegible] Bei den letzten Repräsentantenwahlen hat es sich gezeigt, daß die Norweger nicht mehr wie früher fest an die radicalen Leiter glauben. Allmählich ist diesen ihre ehemals große Majorität zusammengeschmolzen, und wenn das so fortgeht, ist es bald um ihre Macht gethan. Im nächsten Sommer gehen die Wahlen wieder an, und zu der Zeit müssen die Radicalen irgend etwas auffinden, das ihnen eine gute Wahlparole liefern kann. Wo dies finden? Nicht in den einheimischen Angelegenheiten, denn bei inneren Reformbestrebungen wetteifern die Conservativen erfolgreich mit ihren Nebenbuhlern. Das Unions-Verhältniß zu Schweden dagegen hat seit langer Zeit den Radicalen den Vorwand ärgster Agitation gegeben, weil sie die Schweden wegen allerlei vorgeblicher Ungerechtigkeiten anklagten oder ihnen die bösesten Absichten nachsagten. Auch jetzt glauben sie einen ähnlichen Vorwand gefunden zu haben. Schon im December 1895 begann der norwegische Dichter Björnson den Feldzug, als er in der „Zukunft" gegen die angeblichen schwedischen Rüstungen schrieb: „man meine, daß Schweden in einem Krieg gegen Rußland und Frankreich in raschen Märschen Deutschland und Oesterreich neue Hilfscorps zuführen würde. ... Schweden rüste aus Liebes-

---

Feuilleton.

8]

Die Rixdorf's.

Roman von Hermann Heiberg.

Nachdruck verboten.

Sie war auch heute sehr schön anzusehen. Das blonde seidenfädige Haar glänzte, die Farben des Angesichts, des Halses und der Hände waren unnachahmlich, und ihre Bewegungen hatten, trotzdem sie eine etwas starke Körperfigur besaß, wie immer, etwas Bezauberndes.

Als James sich erhob, hatte er das Unglück, an einen Blumentisch zu stoßen, in dem eine Anzahl Camelien unter kraftvollen grünen Blättern volle weiße Blüthen erschlossen hatten. Sie entblätterten sich im Nu und der Zerstörung weiße Spuren bedeckten den Teppich.

„Ich war äußerst ungeschickt", stieß der Mann verlegen und mit einem Verzeihung einholenden Blick heraus, „ich bitte sehr um Verzeihung."

„Es bedarf durchaus keiner solchen, mein Herr!" entgegnete Isabella liebenswürdig. „Der Tisch hat einen unpassenden Platz. Wir haben vielmehr die Schuld. Und überdies: die Blüthen waren ohnehin dem Tode geweiht. Nur aus einer besonderen Rücksicht gegen mich, der ich gerade diese sehr liebe", schloß Isabella launig, „haben sie sich so lange gehalten."

„Um so peinlicher für mich, Comtesse, Ihnen die Freude geraubt zu haben! Und wie ich den Teppich verunstaltete!" James wollte noch mehr sagen, aber Isabella schnitt ihm, rücksichtsvoll einfallend, das Wort ab.

In der Folge setzte sich das Gespräch in ungezwungener Weise fort, und wenn auch hin und wieder noch eine leise Sprödigkeit sich bei Isabella bemerkbar machte, auch Ulrike dem freimüthigeren Reden des Gastes einige Male mit etwas kalter Einsilbigkeit begegnete, so gewann doch Irlaik den Eindruck, daß man ihm wohl gesinnt sei und daß Todtleben's zu ferneren Begegnungen die Hand bieten würden.

Diese Voraussetzung fand am Schlusse der Visite eine Bestätigung.

„In diesen Tagen", bub Isabella an, „giebt mein Onkel, Graf Rixdorf auf Steinhorst, ein Fest, Souper mit Ball. Vielleicht machen Sie ihm einen Besuch. Dann sehen wir uns dort wieder."

Ulrike von Todtleben warf zwar den Kopf zurück, und ein Zug der Mißbilligung trat in ihre Züge. Aber als Irlait, dies nicht beachtend, mit der ihm zu Gebote stehenden liebenswürdigen Anbequemungsfähigkeit auf sie einsprach und sagte:

„Wenn ich mich auf die Damen, insbesondere auf die gewichtige Fürsprache der Frau Schwester des Herrn Grafen beziehen dürfte, würde ich sehr dankbar sein. Daß ich die Gelegenheit nur zu gern ergreife, bei der ich den Vorzug genießen darf, Ihnen wieder gegenüberzutreten, brauche ich nicht besonders zu versichern", veränderten sich ihre Mienen in einer für ihn günstigen Weise.

Sie ertheilte ihm durch ein zuvorkommendes Neigen des Hauptes die Erlaubniß. Bei seinem Aufbruch begnügte sie sich freilich wieder mit einer höflich steifen Verbeugung, während Isabella ihm mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit die Hand zum Abschied reichte.

Als er gegangen, äußerte Ulrike:

„Wie kommt der Mensch nur dazu, uns einen Besuch zu machen? Es ist doch derselbe, von dem in der Zeitung die Rede war? Und wie konntest Du ihm gleich von einem Besuch bei Rudolf sprechen! —"

Isabella aber warf, halb hinhörend, hin:

„Er ist entweder ein wirklich vornehmer Mann oder ein sehr geschickter Abenteurer."

„Wenn Du unter solchem Zweifel stehst, begreife ich Dich erst recht nicht", fiel Ulrike, sich plötzlich auf Gleiches besinnend und Alles auf Isabella wälzend, dieser mit tadelnder Gereiztheit ins Wort. Immer fürchtete sie, sich durch unpassenden Verkehr etwas zu vergeben, namentlich dadurch, in für sie unbequeme Relationen zu gerathen.

Isabella aber entgegnete:

„Ich glaube, daß er ein durchaus anständiger Mann ist. Zudem ist er hübsch und hat gute Manieren. Deshalb gab ich mich, wie geschehen."

Ulrike war zwar nicht überzeugt, schon weil sie meist an unrechter Stelle mißtrauisch war. Aber sie entgegnete nichts mehr.

* * *

Der Tag war gekommen, an dem wieder einmal ein Fest, das erste seit dem Tode des alten Grafen von Rixdorf, auf Schloß Steinhorst stattfinden sollte.

An die Gutsbesitzer, den Adel und sonstigen angesehensten Einwohner der ganzen Umgegend hatte Rudolf Einladungen ergehen lassen und selbst von Plön, Lübeck und von den Gütern um Oldesloe und Segeberg waren Zusagen eingetroffen.

Auch James Irlait hatte eine Aufforderung empfangen, obschon er Rudolf bei seinem Besuche nicht angetroffen. Aber die Todtleben'schen Damen hatten sich ins Mittel gelegt. Sie hatten Rudolf über seine Persönlichkeit Aufklärung gegeben und seine geringe Geneigtheit, den „fremden Narren" zu empfangen, wie er James nannte, überwunden.

Rudolf gab dieses Fest überhaupt nicht aus Gründen, die sonst die Gesellschaft veranlaßt, die Thüren des Hauses zu öffnen. Ihn leitete berechnende Klugheit. Er wollte, nachdem die Trauerzeit vorüber, einmal sich der maßgebenden Gesellschaft auf Steinhorst als Herr und Gebieter zeigen. Er bedurfte dieses öffentlichen Actes zur vollgiltigeren Bestätigung der ihm zukommenden und von seinen Geschwistern anfänglich bestrittenen Erbrechte. Im Wesentlichen war Alles damals geworden, wie er es gewünscht.

Paternus hatte, nachdem die Geschwister der Gewalt sich gefügt, auch alle Verhöre und sonstige Nachforschungen nach dem Diebe ergebnißlos verlaufen waren, sich völlig auf Rudolf's Seite gestellt, und alsdann auch die Copie des ursprünglichen, vor Jahren zu dessen Gunsten lautenden und in seinem Besitz befindlichen Testaments präsentirt.

In solcher günstigen Position hatte Rudolf seine Geschwister mit ihren Vergleichsvorschlägen an sich herantreten und durch den klugen Paternus die Verhandlungen weiter führen lassen.

Dieser rieth zu einem mit freiwilligen Opfern verbundenem Nachgeben, und so willigte denn Rudolf darin, daß im Wesentlichen die Bestimmungen der zweiten, verschwundenen, letztwilligen Verfügung des Grafen für Isabella zum Ausdruck gelangten, und daß Axel neben der testamentarisch festgesetzten Uebertragung von Flugsande noch ein Capital von 100 000 Species ausgezahlt worden waren.

Axel hatte allerdings nur mit dem Vorbehalt der Rechte des erstgeborenen Grafen Rixdorf unterschrieben, und Rudolf's Weigerung, diese Clausel zu genehmigen, dabei einen so beharrlichen Willen entgegengesetzt, daß jener zuletzt nachgegeben.

Das Schloß bot an diesem Tage einen wahrhaft imposanten Anblick.

Rudolf hatte im Spätsommer die Façade von Künstlerhänden auffrischen lassen, auch im Innern waren gelegentlich des Festes verschiedene prunkvolle Veränderungen vorgenommen worden. Im ganzen Schloß befand sich kein Raum, in dem nicht unter sorgfältiger Wahrung seines kunstgerechten Charakters Tischler, Tapezierer und Maler thätig gewesen waren.

Endlich aber hatte Rudolf neben der Renovirung der Möbel auch schwere Seiden- und Damaststoffe in Nachahmungen vergangener Jahrhunderte kommen und da einen Ersatz eintreten lassen, wo durch die Nagemäuschen, Alter und Zeit die Gewebe verblichen oder durchlöchert worden waren.

Einen wundervollen Anblick gewährte die Halle. Blendendes Weiß, hellzartes Grün und Gold bedeckten die Wände, und in denselben Farben waren die Einfassungen der Orgel mit ihren silbernen Pfeifen gehalten.

Als am Abend die alten und neuen Lustres angesteckt wurden und diesen Raum in ein Meer von Licht tauchten, da drängte sich selbst ein Ruf des Staunens über die Lippen der durch tägliches Anschauen verwöhnten Schloßeinwohner.

Welche Farbengegensätze!

Ringsum diese reizvollen, zarthellen Töne und an den Thüren die zum Empfang aufgestellten Diener in ihren neuen, scharlachrothen Livreen mit Goldtressen und goldfunkelnden Knöpfen.

Und in den von Strömen von Licht durchfluteten Sälen unten standen die gedeckten Tische mit einer Last von funkelndem Krystall und blitzendem Silber, und oben erschlossen sich die Empfangsräume mit den kostbaren Familienbildern, den sonstigen Gemälden, Möbel, Rippes, Teppichen und Vorhängen in Brocat und Damast.

Vierhundert Personen hatten sich auf Steinhorst eingefunden. Vierhundert Personen! Die Damen in strahlenden, rauschenden Gewändern, bedeckt mit Diamanten und anderem edlen und blitzenden Gestein, die Männer im Staatsgewand mit Orden und Sternen, das Militair in schimmernden, bunten Uniformen, alte, junge Welt, einstige Diplomaten, Abgeordnete der Provinz, fast der gesammte Adel, die großen Gutsbesitzer und die vornehmsten Beamten Holsteins drängten sich durcheinander.

Vierhundert Gäste warteten des Zeichens, zu Tisch zu gehen, und nachdem es gegeben, schritten zweihundert Paare die mit groß geblümten Läufern versehenen weißen Treppen hinab und traten in die Säle und als Speisezimmer eingerichteten Flügelgemächer.

Rauschende Musik ertönte, dazwischen Lachen und Schwatzen, bis endlich die Gesellschaft Platz genommen und nun die bereits harrenden Schaaren der in rothen Livreen steckenden